

Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch bearbeitet von B. Resch.

(Fortsetzung.)

Eine Million Mark am Spieltisch zu verlieren, namentlich wenn man ein notorischer Pechvogel ist, erfordert keine gar zu lange Zeit. Nur drei bis vier Jahre gelang es Feldau, sich über Wasser zu halten. Er schleppte Weib und Kind abwechselnd in alle europäischen Bäder, wo es Spielbanken gab, bis ein vollständiger Zusammenbruch seiner Vermögensverhältnisse diesem wahnsinnigen Treiben ein Ende machte. Dies geschah in Wiesbaden. In seiner Verzweiflung wandte er sich an Onkel Georg um Hilfe. Anfangs weigerte sich der strenge, charakterfeste Mann, dem Leichtsinn seines Neffen Vorschub zu leisten. Als aber Helene mit dem Kind zu ihm reiste, gab er dem Flehen der unschuldigen, schwergeprüften Frau nach und setzte ihnen eine Jahresrente von sechstausend Mark aus, mit der Bedingung, daß sie sich sofort auf das kleine Landgut, welches Baron Georg in der Schweiz besaß, begäben. In Thun, diesem reizenden Fleckchen Erde, wo Gundaccar nicht in Versuchung geführt wurde, seinem Laster zu fröhnen, verwandelte er sich in einen Mustergatten und Vater. Sein im Grunde gutes Herz gebot ihm, an Frau und Kindern wieder gut zu machen, was er in all den Jahren seiner thörichten Verblendung an ihnen gesündigt. — Zu seinem grenzenlosen Schmerz dauerte dieses idyllische Leben, das er am Ufer des herrlichen Sees führte, nur zwei Jahre. — Helene, die seit der Geburt Walters fortwährend kränkelte, hauchte eines Tages ihre Seele aus. Fortan widmete sich Gundaccar der Erziehung seiner Kinder und ernsten Studien. Er lebte wie ein Einsiedler, und hielt sein der Toten gegebenes Versprechen, den Spieltisch zu meiden, bis ein Ereignis eintrat, das seinem ganzen Leben eine neue Wendung gab.



Ehemalige Fürstenherberge zu Nürnberg.

Ein Jahr nach dem Tode seiner aufrichtig betrauerten Frau machte er die Bekanntschaft Lisa Thorwalds, die den Sommer ebenfalls in Thun verlebte. Die allerliebste junge Generalswitwe mietete eine in der nächsten Nähe des Feldauschen Schlosses befindliche Villa. Die Bekanntschaft der Nachbarsleute wurde durch die Kinder angeknüpft. Die lebhafte kleine Nelly, die keine Geschwister besaß, langweilte sich erbärmlich. Als sie eines Tages sah, wie lustig Isa mit dem um drei Jahre jüngeren Walter Ball spielte, kletterte sie, ohne die Mama oder die Gouvernante um Erlaubnis zu fragen, über den Zaun und beteiligte sich am Spiel. Von diesem Tage ab wurden die Kinder unzertrennlich. Die herzensgute Lisa nahm die mutterlosen Waisen unter ihren Schutz und bald waren sie mehr in der Villa als im Schloß. Gundaccar, ein Mann von Welt, hielt es für seine Pflicht, der liebenswürdigen Nachbarin Besuche abzustatten. Diese wiederholten sich immer öfter, und die beiden wurden gute Freunde. Die Freundschaft verwandelte sich allmählich in ein zärtliches Gefühl, und ehe der Herbst ins Land zog, warb Gundaccar um die Hand der jugendlichen Witwe. Der Antrag wurde ohne viele Ziererei angenommen, denn Lisa hatte zum erstenmal in ihrem Leben die wahre Liebe kennen gelernt. Ihren ersten Gatten, der um volle vierzig Jahre älter war als sie, hatte sie aus kindlicher Dankbarkeit geheiratet. Als dreijähriges Kind wurde sie von General Thorwald, dessen Ehe kinderlos geblieben, adoptiert. Lisa zählte noch nicht sechzehn, da starb die Generalin und nahm ihr am Totenbett das Versprechen ab, den noch rüstigen Mann zu heiraten. Dieses Versprechen erfüllte sie denn auch und lebte trotz des großen Altersunterschiedes in glücklicher Ehe mit ihm. Der General trug das reizende Frauchen auf den Händen, und sie verschönte ihm sein Alter durch ihre zärtliche Sorgfalt und Pflege. Ein Hirnschlag machte seinem Leben plötzlich ein Ende, und die kaum fünfundzwanzigjährige Frau, die auch nicht eine Spur von Weltkenntnis besaß, stand nun mit ihrem Töchterchen allein in der Welt.

Thorwald hatte ein riesiges Vermögen hinterlassen und sie zur Universalerbin eingesetzt. Den Winter brachte sie, einer alten Gewohnheit gemäß, in Berlin zu, wo sie im Tiergarten in ihrer eigenen allerliebsten Villa wohnte. Im Frühling, wenn die ersten Schwalben schwirrten, eilte sie ins Grüne und zwar jedes Jahr anders wohin. Thun war ihr von Freunden als schönes, stilles Nest empfohlen worden. Wie wenig ahnte sie, als sie die kleine Villa am See bezog, daß sie hier ihren ersten Roman erleben werde. Bald nach der ersten Begegnung mit Gundaccar regte sich in ihrem Herzen ein seliges, bisher unbekanntes Gefühl und dieses wuchs immer mehr. Lange sträubte sie sich, sich einzugestehen, daß sie den Nachbar liebe; sie schrieb ihr Interesse für ihn allen möglichen Umständen zu, aber auf die Dauer ließ sich ihr warmes, übersprudelndes Herz nicht zurückdämmen, die spät erwachte Leidenschaft gewann den Sieg und die Generalin Thorwald wurde Baronin Feldau.



Die ehemalige Fürstenherberge in Nürnberg. (Mit Text.)

Gundaccar hatte ihr bei der Werbung offen gestanden, daß er ein armer Teufel sei, der von einer kleinen Rente, die ihm sein Onkel gewähre, leben müsse, da er sein eigenes ansehnliches Vermögen durch „unglückliche Spekulationen“ verloren habe.

„Das thut nichts,“ entgegnete die unerfahrene und verliebte Frau, „ich habe mehr als genug, und von nun an gehört alles, was ich besitze, auch Dir.“

Die Hochzeit fand im Spätherbst in Berlin statt. Das junge Paar reiste bald darauf nach Aegypten, die Kinder in der Obhut

einer alten Tante zurücklassend. Gundaccar glaubte, sein Onkel werde ihm nun, da er eine so glänzende Partie gemacht, die Rente entziehen, doch irrte er sich. Der Majoratsherr besaß neben andern guten Eigenschaften auch einen ausgeprägten Familienstolz, und es widerstrebte ihm der Gedanke, daß sein Neffe von der Gnade einer Frau abhängen sollte, selbst wenn diese Frau sein Weib war. Er erhöhte am Hochzeitstag die Rente von sechstausend auf achttausend Mark.

Feldaus kehrten gegen Ostern von ihrer Orientreise heim. Mittlerweile war die Villa im Tiergarten neu eingerichtet worden, und man kann sich kaum ein behaglicheres und eleganteres Heim vorstellen. Gundaccar legte sich auch einen prächtigen Stall an. Da er ein leidenschaftlicher Reiter war und auch Lisa gut zu Pferde saß, kaufte er kostbare Reitpferde, die Kinder bekamen niedliche Creme-Ponies; natürlich fehlten auch ein paar Wagenpferde nicht, Brougham und Phaeton wurden beim renommiertesten Wagenfabrikanten bestellt. Lisa war ganz stolz auf ihren Gatten, der es so vorzüglich verstand, zu leben. Die musikalischen Matinees, die Soireen und Bälle im Hause Feldau machten in Berlin von sich reden. Welch riesige Summen derartige Feste verschlangen, davon hatte die kleine Lisa keine Ahnung. Sie lebte sorglos in den Tag hinein und freute sich kindlich ihrer Erfolge in der Gesellschaft.

Gundaccar war bislang seinem Versprechen treu geblieben und mied den grünen Tisch, dafür faßte ihn eine andere Leidenschaft, die so lange geschlummert, mit doppelter Macht. Er verlor Unsummen auf dem Rennplatz. Nicht nur Deutschland und England, sondern auch Berny, Longchamp, Chantilly beehrte er während der Wettrennen mit seiner Gegenwart und hatte da ebensoviel „Pech" als beim Kartenspiel. Es dauerte lange, ehe der kleinen Frau die Augen aufgingen und sie die überraschende Entdeckung machte, daß zwei Drittel ihres Vermögens bereits unrettbar verloren waren.

Es war ein furchtbarer Schlag für Lisa, und nur ihre große Mutterliebe gab ihr den Mut, ein ernstes Wort mit ihrem Gatten zu reden. Wie Helene es vor Jahren gethan, beschwor auch sie Feldau, von seiner verderblichen Leidenschaft zu lassen und seine Familie nicht ins Elend zu stürzen. Er hörte sie geduldig an, schalt sich einen elenden Schwächling, versprach ihr hoch und teuer Besserung und hielt auch einen ganzen Monat lang Wort. Dann kamen die Wettrennen in Hoppegarten; Gundaccar von Feldau wettete wieder aufs tollste und — verlor wieder.

Zum zweiten Male hatte er seine Familie durch seinen Leichtsinn total ruiniert. Die Villa mitsamt der Einrichtung, Wagen und Pferde, kurz: alles kam unter den Hammer, und Feldau rettete nur mit schwerer Mühe einige tausend Mark aus dem Schiffbruch. Er war zerknirscht, verzweifelt, und nur die sanften Zusprüche seiner Frau hielten ihn vom Selbstmorde ab.

„Weißt Du was, Lisa?" sagte er eines Tages, nachdem er seine Angelegenheiten in Berlin soweit geordnet hatte, daß er abreisen konnte, „wir wollen uns in irgend eine kleine langweilige Stadt zurückziehen, wo uns niemand kennt und wo wir bescheiden und friedlich von unserer kleinen Rente leben können."

Seine Wahl fiel auf — Paris! Das war die kleine, langweilige Stadt, in der ihn niemand kannte! Dort versuchte er in den Spiel-Cercles, deren es zwischen der Madeleinekirche und dem Bastilleplatz viele giebt, abermals sein Glück, aber es wollte ihm auch hier nicht lächeln, und er hatte nur Verluste zu verzeichnen. So kam es, daß Feldaus sich nach siebenjähriger Ehe mit dem bescheidenen „Appartement" im fünften Stock bescheiden mußten und einzig und allein auf die Rente angewiesen waren, die ihnen am ersten jeden Monats durch den Advokaten des Majoratsherrn überwiesen wurde. Lisas leidenschaftliche Liebe für ihren schönen, eleganten und liebenswürdigen Gatten hatte sich trotz all seiner leichtsinnigen Streiche durchaus nicht abgekühlt — im Gegenteil, sie liebte ihn mehr denn je.

Kurz nach ihrer Ankunft in Paris suchte Isabella, die mittlerweile siebzehn Jahre alt geworden war und eine gediegene Erziehung genossen hatte, ohne Wissen und Willen der Eltern eine Stellung, die sie denn auch bei der alten, launischen, russischen Gräfin Pohitonoff erhielt. Sie unterstützte mit dem ziemlich hohen Gehalt, das sie als Gesellschaftsdame bezog, ihre Familie und erleichterte deren Los. Das ihrige war durchaus nicht beneidenswert, denn nicht nur, daß die Gräfin ihre Geduld auf eine harte Probe stellte, verfolgte deren Enkel, Graf Wladimir Pohitonoff, sie mit seinem Heiratsantrage. Die Gräfin, die nichts sehnlicher wünschte, als daß Wladimir sich verheirate, damit der Name Pohitonoff nicht mit ihm aussterbe, drang in Isa, seine Werbung anzunehmen. Zu jener Zeit befanden sie sich in Trouville, wo Isabella die Bekanntschaft der Lady Maitland gemacht. Dieser vertraute sie sich an, und da Alice das hübsche kluge Mädchen liebgewonnen hatte, bot sie ihr in ihrem eigenen Hause einen Erzieherinnenposten. Sie griff freudig zu.

Ehe Isabella nach England reiste, besuchte sie ihre Eltern in Paris. Diese bedauerten im Innersten ihres Herzens, daß sie die Werbung des Grafen so schroff zurückgewiesen, denn Pohitonoffs galten für fabelhaft reich. Sie besaßen in der vornehmen Rue Saint-Dominique ein prachtvolles Palais, eine reizende Villa am Lago Maggiore, ein Schloß in der Bretagne, ein anderes in den Vogesen und riesige Besitzungen in Rußland. Leider war der junge Graf mit einem Höcker behaftet und sein Gesicht von Blatternarben entstellt, aber trotzdem hätten Hunderte von Frauen der Pariser feinen Welt Buckel und Narben in den Kauf genommen, um Gräfin Pohitonoff werden zu können.

Nach der Abreise seiner Tochter dachte Feldau ernstlich daran, irgend einen Verdienstzweig ausfindig zu machen. Diese ihm völlig neue Idee begeisterte ihn förmlich. Verdienen! Gundaccar von Feldau und verdienen! War das nicht drollig? Gewiß, aber auch charaktervoll. Da er das Vermögen seiner Frau und seiner Stieftochter vergeudet hatte, mußte er dafür sorgen, daß sie wenigstens nicht Not zu leiden brauchten. Deutschen und englischen Unterricht geben? Brrr! Lieber Straßen fegen oder Stiefel putzen. Vergebens grübelte er, um eine für einen Edelmann passende Beschäftigung zu finden. Da er nicht bald etwas fand, ließ er sich naturalisieren. Kurz darauf verhalf ihm der Zufall zu einer solchen. Er blieb eines Tages vor dem Schaufenster eines Galanteriegeschäfts stehen, und da fiel ihm ein, ob er nicht Fächer, Kassetten, Briefpapiere und andern Krimskrams bemalen könnte. Seit seiner Jugend hatte er ja Pinsel und Palette mit Geschick gehandhabt. Kurz entschlossen trat er in den Laden und kam alsbald mit einem Paket heraus. Der Chef des Hauses, der gerade einen tüchtigen Maler und Zeichner suchte, hatte ihm einige Fächer zur Probe mitgegeben. Zwei Tage später war er fest engagiert. Er brauchte sich nicht allzusehr anzustrengen, um täglich zehn bis fünfzehn Francs zu verdienen, denn er arbeitete sehr rasch. Freilich gab es auch Tage, an denen er gar nichts verdiente — zuweilen sogar weit mehr, aber nicht mit Malen, sondern mit Wetten auf dem Turfplatz. Das ärgerlichste dabei war, daß er jetzt, wo er nur wenige Francs einsetzen konnte, gewann, während er, als er um Tausende wettete, regelmäßig verlor. Nebenbei hatte sich eine neue Passion bei ihm entwickelt — er kaufte Lose und war fest überzeugt, daß er früher oder später einen Haupttreffer machen müsse. Er betrieb die Geschichte en gros.

„Je mehr Lose ich kaufe, desto größer ist die Aussicht auf Gewinn. Jemand muß doch den Haupttreffer machen — kann ich nicht dieser Jemand sein?" pflegte er zu seiner Frau zu sagen.

Es gab keinen Schrank, keine Schublade, keine Schatulle im Hause, die nicht Lose enthalten hätte.

4. Nellys „Reitschule".

Der Baron und sein Sohn holten am nächsten Morgen Isabella vom Bahnhofe ab, und alle Besorgnisse ob ihrer unerwarteten Heimkehr schwanden sofort, als sie ihr glückstrahlendes Gesichtchen sahen. Es lag wie ein Sonnenschein darauf, und Feldau war ganz stolz, eine solche Tochter sein nennen zu können.

„Sapperlott, bist Du aber schön geworden, Isa!" entfuhr es Walter nach der ersten Begrüßung.

Isa lächelte stillvergnügt vor sich hin und freute sich schon auf die Ueberraschung, welche die Mitteilung ihrer Verlobung mit dem geliebten Manne in ihrer Familie hervorrufen würde. Während der Heimfahrt erwähnte Feldau so obenhin, daß sie in den fünften Stock gezogen seien, ohne aber auf die Gründe des Umzuges einzugehen. Isabella war zu rücksichtsvoll und feinfühlig, um bei dem peinlichen Gegenstand zu verharren. Ihre Stiefmutter und Nelly erwarteten sie mit freudiger Ungeduld.

„Willkommen, geliebtes Kind! Tausendmal willkommen daheim!" rief die Baronin, Isa zärtlich umarmend.

„Süßes, goldiges Mamachen! Geliebte Nelly!" jubelte Isa, eine nach der andern küssend. „Ich freue mich ganz närrisch, euch wieder zu sehen!"

„Nelly, führe sie in Dein Zimmer, damit sie dort den Reisestaub abschütteln und sich ein wenig erfrischen kann!" kommandierte das Hausmütterchen. „Indes bringe ich das Frühstück. Der arme Wurm wird halb verhungert und verschmachtet sein."

Die beiden verschwanden denn auch sofort im Schlafzimmer. Isa that, als ob sie nicht merkte, daß gerade die besten Möbelstücke, die früher dieses Gemach zierten, jetzt fehlten. Das Frühstück verlief sehr einsilbig, denn sämtliche Mitglieder fühlten sich mehr oder weniger bedrückt. Die Eltern hätten gar zu gerne erfahren, was Isa nach Paris gebracht, aber sie wollten nicht direkt darnach fragen, denn das wäre unhöflich und ungastfreundlich gewesen. Isa hinwieder hätte ihnen gar zu gern ihr Glück verkündet, aber erstens genierte sie sich, in Gegenwart Walters von ihrer Liebe zu sprechen, und dann, feinfühlig wie sie war, fiel es ihr schwer, von ihrer eigenen rosigen Zukunft zu erzählen, während die Lage ihrer Lieben offenbar verzweifelt und traurig war.

„Du bist gerade recht gekommen, Schwesterchen. Heute ist ein ereignisvoller Tag, der hoffentlich in den Annalen derer von Feldau rot angestrichen werden wird!" unterbrach Nelly eine peinliche Pause.

„Was meinst Du damit?" fragte Isa.

„Ei, Papa wird das große Los gewinnen!"

„Sprich doch keinen Unsinn, Nelly!" rügte Mama.

„Unsinn? Frag' doch Papa, ob's Unsinn ist!" beharrte das Mädchen.

Isabella blickte fragend von einem zum andern.

„Nelly spielt auf die Nizzaer Ziehung an. Ich besitze nämlich einige Lose," erklärte Feldau.

„Wäre das nicht grandios, wenn Papa wirklich den Haupttreffer machte?" rief Walter erregt.

„Wie groß ist der Haupttreffer?" forschte Isa neugierig.

„Fünfhunderttausend Francs," entgegnete der Vater.

„Ein Vermögen," murmelte Lisa.

„Das erscheint Dir heute so, Herzchen. Es gab eine Zeit, wo Du über mehr als das Doppelte verfügtest."

„So reich warst Du?" fragte Nelly mit naivem Erstaunen.

„Mußt Du nicht schon ins Kolleg gehen, Walter?" lenkte Feldau das unliebsam werdende Gespräch ab.

„Ich habe nur auf Deinen Aufbruch gewartet, Papa!"

Vater und Sohn pflegten nämlich gemeinsam das Haus zu verlassen.

„Heute mußt Du schon allein fort, mein Junge, ich gehe nicht ins Geschäft."

„Ins Geschäft? Wie seltsam das klingt, wenn Du von Insgeschäftgehen sprichst, Vater," bemerkte Isa lächelnd.

„Und doch ist es so, mein Kind. Ich bin festbesoldeter Zeichner des Hauses Méchant."

„Wo in der ganzen Welt giebt es noch einen so eleganten schönen — —"

„Wirst Du 'mal schweigen, Grünschnabel!" unterbrach Feldau seine Stieftochter, sie wohlgefällig in die Backen kneifend.

Kaum hatte Walter die Thür hinter sich geschlossen, als Isa verschämt mit ihrem Geheimnis herausrückte.

„Eduard wollte sofort schriftlich bei Dir um meine Hand anhalten, Vater; aber durch den plötzlichen Ruf an das Totenbett seines Freundes wurde er daran verhindert und dann ereignete sich zwischen mir und seiner Schwester, was ich euch eben mitgeteilt — —"

„Der junge Engländer scheint also mit seiner Werbung glücklicher gewesen zu sein als sein Rival, Graf Wladimir Pohitonoff?" neckte Feldau seine Tochter.

„Ich bitte Dich, Papa, diese beiden Namen nicht in einem Atem zu nennen!" bat das tief errötende Mädchen. „O, Eduard ist ein ganz, ganz anderer Mensch! Ihr werdet ihn liebgewinnen, das weiß ich bestimmt!"

„Wenn Du ihn liebst, meine Tochter, soll es Dir an meinem Segen nicht fehlen. Ist es doch mein sehnlichster Wunsch, Dich glücklich zu wissen!" Damit umarmte er Isa und küßte sie zärtlich. Und als er gar hörte, daß Dennyson versprochen, ihm einen einträglichen Posten zu verschaffen, steigerte das seine Freude noch um ein Bedeutendes.

Im Laufe des Tages fanden sich die beiden Schwestern zu einem vertraulichen Tête-à-tête in der „Reitschule" — wie Nelly ihr Zimmer nannte — zusammen. Es war das größte in der ganzen Wohnung und eigentlich zum Schlafgemach der Eltern bestimmt gewesen; da es aber gegen Norden lag und keine Heizvorrichtung hatte, wurde Nelly darin einquartiert. Sie und Walter benützten es aber auch als Turnplatz und Rollschuhbahn; der spiegelglatte Parkettboden eignete sich zu letzterem Sport vortrefflich und beide waren Meister darin.

„So, jetzt sind wir ungestört, Nelly. Ich bitte Dich, mir zu erzählen, wie es kommt, daß ich euch so nahe dem Himmel finde," begann die ältere Schwester das Gespräch.

„Die Geschichte ist sehr einfach. Papa hatte wieder einige „unglückliche Spekulationen" zu verzeichnen. Du weißt doch — in Longchamp, Auteuil, u. s. w.; dazu kam noch ein unvernünftiger Schneider, der durchaus seine Rechnung bezahlt wissen wollte. Kurz und gut, der Krach brach über uns herein und das Palais Feldau mußte seiner kostbarsten Stücke entäußert werden. Ich selbst habe den Trödler geholt und ihm sämtliche Möbel meines Zimmers, sowie die wertvolleren aus denjenigen der Eltern und Walters verkauft. Dann veranlaßte ich Papa, unsere Wohnung im zweiten Stock aufzugeben und diese hier, die gerade leer stand, zu mieten. Jetzt weißt Du alles, mein Schwesterchen, Du brauchst aber deshalb nicht gar so entsetzt dreinzublicken."

„Habt ihr kein Dienstmädchen?"

„Was fällt Dir ein! Wir haben, so schwer es Mama auch wurde, Pauline nach dem großen Krach entlassen müssen ... Einmal wöchentlich kommt eine Frau, um die großen Arbeiten zu verrichten. Dir will ich's gestehen, einmal habe ich schon versucht, die Küche zu scheuern, um auch diese Ausgabe zu sparen, aber es gelang mir nicht, weiß Gott, sie wurde noch viel schmieriger als zuvor. Es scheint eine große Kunst zu sein, einen Ziegelboden rein zu bekommen. Und wie meine Hände ausgesehen haben, davon kannst Du Dir gar keinen Begriff machen! — Was sagst Du zu meinem Parkettboden? Den wichse ich mit Hilfe Walters selbst!"

„Selbst? Warum thust Du das? Das ist ja furchtbar anstrengend!" rief Isa entsetzt.

„Warum? Ich kann doch die Frau nicht hier hereinkommen lassen. Morgen wüßte die ganze Nachbarschaft um das Geheimnis meiner Möbel!"

„Ich verstehe nicht — —"

„Ach so, Du weißt noch nicht, aus was sie bestehen. Nun denn, siehe her und — staune!" Damit hob Nelly die hübschen rosa und Cretonnevorhänge auf, die den Toilette- und den Waschtisch drapierten.

„Ah, das sind ja gewöhnliche Kisten!" sagte Isa erstaunt.

„Den Diwan, auf dem Du sitzt, mußt Du Dir ansehen, meine Liebe! Auf den sind wir stolz! Sitzt es sich nicht prächtig darauf? Drei Tage haben wir — Walter und ich — an der Matratze allein gearbeitet, sie ist aus echtem Seegras! Wer merkt es, daß sie auf alten, niedrigen Kisten liegt?"

„Armes Kind! Und an all dem Elend ist der Vater schuld! Solcher Plunder soll Dir als Einrichtung dienen!"

„Plunder! Gut, daß Walter Dich nicht gehört hat! Er ist ganz entzückt von der Ausstattung meines Zimmers — ist sie doch zum größten Teil sein Werk! Namentlich der rosaweiß umrahmte Spiegel gefällt ihm und das Wandbrettchen dort mit der weißen Spitze der Stickerei. Kann's auch etwas Zierlicheres geben? Aber Isa, Närrchen, mir scheint gar, Du weinst?"

„O Nelly, es thut mir so furchtbar weh, daß er Dich und Mama — diese sanfte, geduldige, süße, kleine Mama — so ins Elend gestürzt hat!"

„Sprich doch nicht so, Liebling!" flüsterte die tapfere Nelly, ihre Stiefschwester zärtlich umschlingend. „Mutter könnte Dich hören, und es würde sie sehr kränken. Sie hält Papa für das Ideal eines Mannes, und eigentlich hat er ja auch nur einen Fehler. Bedenke doch, wie gut er uns allen ist! Kannst Du Dich erinnern, je von ihm ein böses, liebloses, ja nur ein unfreundliches Wort gehört zu haben?"

„Niemals," lautete die bestimmte Antwort. „Aber Du bist ein Engel, Nelly, daß Du ihn verteidigst, wo Du doch alle Ursache hättest, ihm zu grollen."

„Ich möchte den Menschen kennen lernen, der Papa zürnen könnte! Er ist der beste, der liebenswerteste und — schönste Mann. Siehst Du, Isa, wenn ich einmal heirate — was ich zwar nicht glaube, denn Lisa wäre ohne mich zu hilflos — müßte mein Gatte so sein, wie unser Vater. Freilich, spielen dürfte er nicht! Uebrigens weiß ich nicht einmal, ob das das Schlimmste ist. Wie viele Männer laufen in Paris herum, die nie eine Karte anrühren oder wetten, dafür aber ihre Frau und Kinder vernachlässigen und nur ihrem eigenen Vergnügen nachgehen, während unser Vater eher Suppe mit einer Gabel essen würde, als daran denken, irgend etwas ohne uns mitzumachen. Apropos, Suppe, ich muß ja nach dem Essen sehen, sonst giebt's heute nichts." Damit eilte sie in die Küche.

(Fortsetzung folgt.)

Erlösung.

Novellette von E. Hainberg. (Nachdruck verb.)

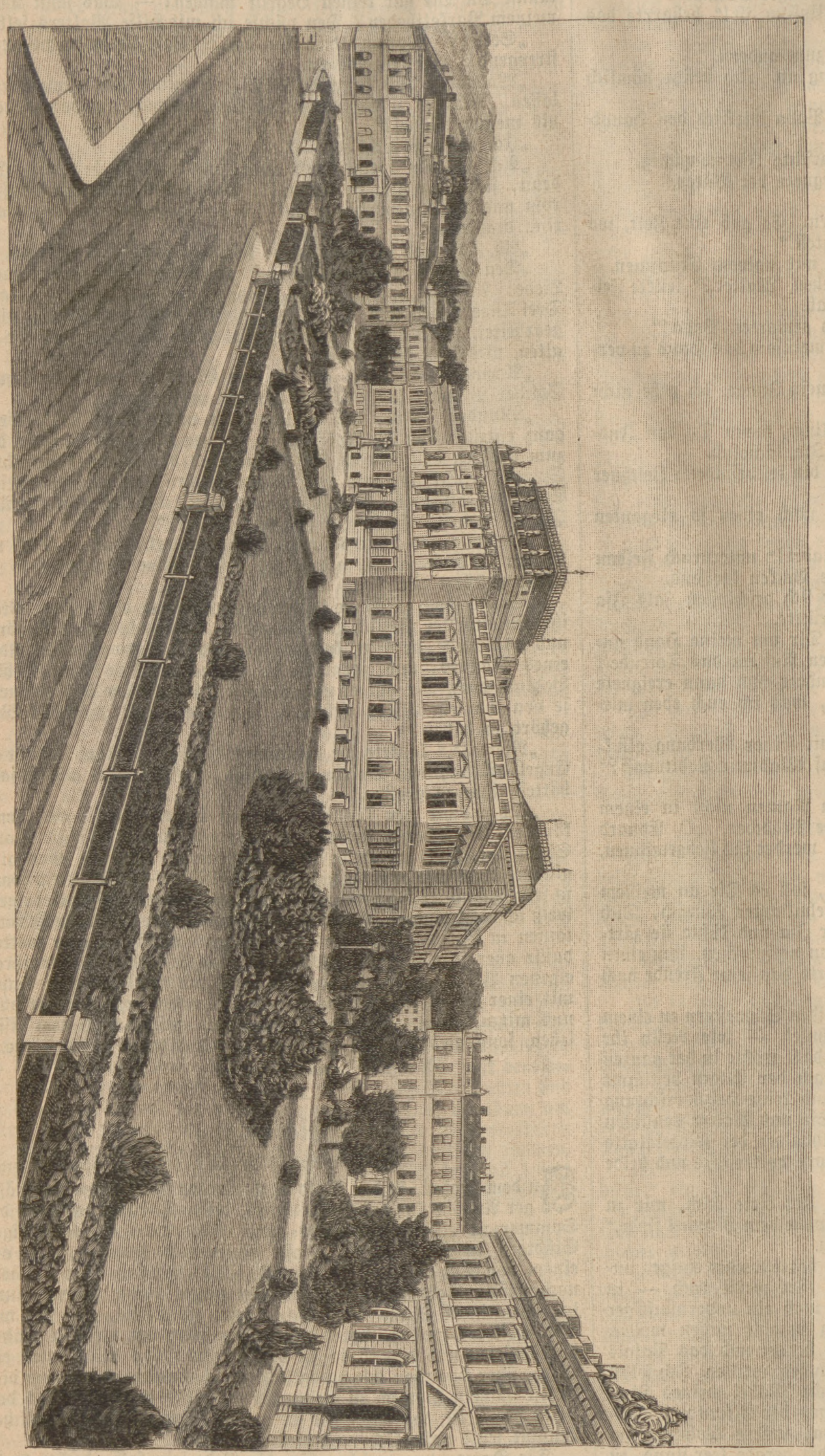
In dem großen, in den Wald auslaufenden Park eines auf mäßiger Anhöhe liegenden Gutshofes, dessen Inhaber während der Sommerzeit einigen erholungs- und reiner Landluft bedürftigen Städtern in beschränktem Maße Aufenthalt gewährt, saß auf einem von Tannen umhegten, windgeschützten Platz, dem Anschein nach tief in Gedanken versunken, eine junge Dame, pardon, jung im eigentlichen Sinne wohl nicht, denn die Dame, von der wir hier berichten wollen, hatte die dreißig schon um mehrere Jahre überschritten und das ist ja in den Augen vieler bei Damen ein Alter, über das man mit bedenklichem Achselzucken oder einem diskreten Lächeln hinweg zu gehen pflegt. Und dennoch ist es das Alter der Reife, wo das Weib in geistiger sowohl als körperlicher Hinsicht seine volle Schöne entfalten sollte.

Die Dame, von welcher hier die Rede sein soll, dachte wohl kaum an derartiges; eine tiefe Kummerfalte hatte sich auf ihrer schönen Stirn eingegraben und der herbe Zug um den Mund zeigte, daß dieser Kummer noch nicht verwunden war.

Die kunstvolle Stickerei, an der sie bisher gearbeitet, war ihren Händen entglitten und diese selbst ruhten müde in ihrem Schoße. Ihre Augen waren in weite Fernen gerichtet, in die anmutige

Landschaft zu ihren Füßen, dennoch schien das liebliche Panorama ohne Eindruck auf sie zu bleiben, denn ihr Auge blieb dunkel wie zuvor und um ihre Lippen zitterte der leise Schmerzenszug. Allzu Schweres war es wohl, was sie noch immer in Banden hielt.

Da, ein fester Schritt in der bisherigen traumhaften Stille.


Die neuen Universitätsgebäude in Graz. Nach einer Zeichnung von Peter Sperber. (Mit Text.)

Die Dame schrak empor aus ihrer lässigen Haltung. Unwillkürlich griff ihre Hand nach der entfallenen Stickerei, und ohne aufzusehen, oder den Blick nach dem sich Nähernden zu wenden, zog sie die schweren Goldfäden aus und ein.

Dann mußte sie aber doch den Blick erheben. Der Nahende war plötzlich stehen geblieben, kaum zwei Schritte vor ihrem Sitze. Das dauerte eine ganze Weile, ohne daß sie Notiz davon zu nehmen schien, dann mochte ihr der Blick des Fremden, den sie ahnend auf sich ruhen fühlte, peinlich werden. Ein tiefes Rot des Unwillens überzog ihr Gesicht. Nun blickte sie auf. Doch der Unwille, der sich eben noch so deutlich auf ihren Zügen ausgedrückt hatte, verflog bei dem Anblick desjenigen, auf dem ihr Auge nun voll freudigen Staunens ruhte.

Einen Augenblick war es, als wolle sie aufspringen, und ihm die Hände bewillkommnend entgegen strecken, aber ebenso schnell nahm sie wieder ihre reservierte Haltung an.

„Herr Professor, sagte sie, sich langsam erhebend, „sind Sie es wirklich?"

„In voller Körperlichkeit," gab er lachend zurück, „und Gott sei Dank, daß ich Sie endlich gefunden."

„Gefunden?" staunte sie, „ja haben Sie mich denn gesucht?"

„Und wie!" entgegnete er. „Aber wollen Sie einen alten Freund nicht zum Niedersitzen nötigen, verehrtes Fräulein?"

Sie wurde wieder flammend rot. — „Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit, aber die Ueberraschung hielt mich noch immer in ihrem Bann."

„Nichts von Verzeihen! Ich denke, wir beide kennen uns doch zu gut, als um gleich beim ersten Wiedersehen conventionelle Redensarten zu tauschen — doch halt, wie viele Jahre sind denn seit unserer Trennung wohl verflossen?"

„Acht Jahre," antwortete sie prompt.

„Richtig, gerade ausgerechnet, acht Jahre. Wie gut Sie das behalten haben."

Sie seufzte auf. „Kein Wunder," erwiderte sie dann; „bedeutete doch Ihre Abreise einen Merkstein in meinem Leben."

Er sah sie forschend an. „Ach so," sprach er dann, „Sie weisen auf das traurige Schicksal hin, das Sie bald darauf betroffen."

Sie neigte leicht den Kopf. „Auch zu Ihnen ist die Kunde davon gekommen?"

„Wie sollte das nicht? Glauben Sie denn, daß man seine alten Freunde so völlig vergißt, daß man sich nie nach ihnen erkundigt?"

„So, so viel Interesse nahmen Sie doch an mir?"

„Können Sie daran zweifeln?"

„Ein hastiges, vielleicht unbesonnenes Wort schien ihr auf den Lippen zu schweben, aber dasselbe zurückdrängend, sprang sie rasch auf anderes über.

„Erzählen Sie mir, wie es Ihnen all die Jahre ergangen ist?"

Er bemerkte ihren hastigen Absprung und für einen Augenblick lagerte eine Unmutfalte auf seiner Stirn.

„Schlecht und recht," antwortete er dann, „wie es einem einsamen Menschen zu gehen pflegt, kämpfend und ringend, wie es jedem Erdensohne beschieden ist und der, weil er nicht mit Geliebten zu teilen, sich zuletzt zum großen Egoisten ausbildet."

„Ja, sind Sie denn nicht verheiratet? Mir wurde doch von Ihrer bevorstehenden Vermählung gesagt?"

„Wer hat Ihnen das Märchen aufgebunden?" fragte er hastig und flammendes Rot bedeckte seine Stirn.

„Aber, mein Gott, ich begreife nicht, mein Vater, meine Tante —"

„Man muß beide schändlich belogen haben. Aber Sie — Sie glaubten das?" Seine Stimme bebte.

„Mein Gott, — mußte ich nicht, wie konnte ich zweifeln?" stammelte sie ganz verwirrt.

„Also diesem Umstande verdanke ich auch wohl, daß selbst mein Brief an Sie unbeantwortet blieb, und als ich trotzdem am letzten

Tage vor meiner Abreise mich noch persönlich verabschieden wollte, angeblich niemand zu Hause war. Helene — hatte ich das um Sie verdient?" Sie war bleich geworden, ihr ganzer Körper bebte. Ein bitteres Weh wallte in ihrem Herzen auf. Zugleich aber kam es auch wie Erlösung über sie, wie ein Erwachen zu lichtem Tag.

Mutterstelle bei Ihnen vertrat; sie sollte ihn mit einem guten Wort Ihnen übergeben."

„Sie hat es nie gethan," antwortete sie dumpf. O, jetzt fange ich an zu verstehen. — O Friedrich, welch ein grausamer Betrug, den man da an uns verübt hat!"



In die Welt hinaus. Nach dem Gemälde von W. Räuber. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstängl, München.

„Ihren Brief?" fragte sie dann, „ich weiß von keinem Brief, und auch nichts von Ihrem Besuch."

„Sie haben den Brief nicht erhalten, den ich Ihnen einige Wochen vor meiner Abreise schrieb?"

„Ich habe nie einen Brief von Ihnen erhalten, nie!"

„Ich selbst legte ihn in die Hände Ihrer Tante, die doch

„Sie haben jenen Brief nicht erhalten?" fragte er noch einmal mit verhaltenem Atem.

„Nein, nein — nie! Doch warum schwiegen Sie, warum forderten Sie nicht Antwort?"

Er stöhnte auf. „O, wenn ich das hätte ahnen können! Doch warum, warum —?"

Sie lachte bitter auf. „O, nur zu klar wird mir jetzt alles!“

„Was wird Ihnen klar?“

„Wie man mich umsponnen, von allem abzuschneiden gesucht hat, um — mich meinem sogenannten Glück entgegenzuführen.“

„Helene, Sie ahnen, was jener Brief enthielt?“

Sie sah ihn offen an. Es konnte ja nur das eine sein, von dem Ihre Augen, Ihre Seele schon lange zu mir geredet hatten, das eine, das ich all die Zeit von Ihnen erwartet hatte, das befreiende Wort.“

„Ja, Helene,“ sagte er tiefernst. „Das Wort, das ich schon lange auszusprechen wünschte und wozu ich doch nie die Gelegenheit fand. — „Aber ich wollte nicht gehen, bevor ich Sie gefragt, ob Sie die Meine, mein geliebtes Weib werden wollten? Und dann sollten Sie entscheiden, ob ich die einträgliche Stellung, die mir im Auslande, fern in Argentinien geboten war, annehmen, oder im Lande bleiben und in gesicherter, aber bescheidener Stellung des höchsten Glückes teilhaftig werden sollte.“

„O Gott, o Gott! Wie hat meine Seele gedürstet nach diesem Worte, wie habe ich gerungen, um den Glauben an Sie aufrecht zu erhalten. Ich wußte mir Ihr Schweigen nicht zu deuten, nicht Ihre Abreise ohne Abschied — o, es war schrecklich!“

„Abscheulich!“ rief er mit finsterer Stirn. „Zweier Menschen Glück so zu vernichten! O, ich könnte das Weib mißhandeln, das uns das angethan hat, uns so zu betrügen um unser Glück! — — Acht lange Jahre! Eines das andere nicht begreifend, eines an dem andern irre werdend, an der Reinheit der Gesinnung des andern zweifelnd!“

„Abscheulich!“ sagte er noch einmal. „Doch noch fasse ich nicht, was trieb die Frau dazu?“

„Sie wollte mich für ihren Günstling gewinnen, jenen Mann, der auch meinen Vater umgarnt, so daß er dessen ganzes Vertrauen, ja fast seine Liebe gewann. Curtius, der ehemalige Kassierer und Prokurist meines Vaters,“ setzte sie erläuternd hinzu.

„Der Schurke!“ sprach er erbittert. „Und der hat gewagt, Ihnen von Liebe zu sprechen?“

„O, es war ihm wohl mehr um mein Erbe zu thun — denn ich glaube annehmen zu können, daß ein schlimmeres Verbrechen auf ihm lastet, das ebenwohl für seine Geldgier zeugen würde. O, nur der Beweis! Was gäbe ich für das kleinste Fünkchen, das Licht in dieses Dunkel bringen, meinen Vater entlasten würde.“

„Ich bringe es.“

„Sie?! Allmächtiger Gott! Auf den Knieen will ich Ihnen dafür danken.“

„Ich bringe den Beweis, daß jener Elende, dessen Sie eben erwähnten, ein Dieb — ein Schuft war.“

Sie sah ihn starren Blickes an. Noch konnte sie das Ueberraschende nicht fassen.

„O, wenn Sie mir Erlösung brächten, von der jahrelangen Pein, von der Schmach, die auf meinem Namen lastet, die mich die Menschen fliehen und in die Einsamkeit flüchten ließ.“

„Sie sollen entlastet werden. Helene, das allein war es ja, was mich heimführte, was mich Sie aufsuchen ließ. Denn sonst — könnten Sie glauben, daß mein Stolz, nach jener vermeintlichen schroffen Abweisung, jener vermutlichen Nichtachtung meines Briefes, in welchem ich Ihnen mein heiligstes Fühlen, mein ganzes Sein zu Füßen legte, noch einmal den Weg zu Ihnen gefunden hätte?“

„O, mein Gott! Und das mir immer Unbegreifliche wäre dann ewig ungelöst geblieben.“

„Wahrscheinlich. Und demnach wäre auch hier noch ein Glück in allem Unglück zu finden.“

Sie faltete die Hände, wie in stiller Ergebung. „Nun sprechen Sie, ich bin begierig zu hören, was Sie mir mitzuteilen haben.“

Er rückte sich seinen Stuhl ganz zu ihr hin und faßte ihre Hand. „Sie gestatten, daß ich eine Wunde zu berühren wage. Sie sprachen vorhin von einer Schmach, die auf Ihrem Namen lastet. — Diese Schmach ist von Ihnen genommen. Rein und makellos steht fortan der Name Ihres Vaters wieder vor aller Welt. Sein Andenken ist Ihnen ferner durch nichts mehr getrübt.“

„O Allmächtiger, habe Dank! — Doch wie ist das zugegangen? Sie wissen, was uns betroffen und wie mein Vater durch jenen Elenden in sein Unglück verstrickt wurde?“

„Ich weiß es, weiß auch, wie es zuging, daß solch abscheulicher Verdacht auf ihn fallen konnte und daß das Unvermögen, diesen von sich abwälzen zu können, ihn schließlich zum Selbstmord trieb.“

Sie verhüllte erschauernd ihr Gesicht. „O, es war eine schreckliche Zeit, eine Zeit, wo auch ich von Gott und Menschen mich verlassen wähnte.“

„Arme, teuere Helene! Was müssen Sie gelitten haben! War denn niemand da, der sich Ihrer annahm, der trotz allem an die Reinheit Ihres Vaters glaubte?“

„Kennen Sie die Menschen so wenig?“ fragte sie bitter. „Sie wenden sich kühl und achselzuckend ab von demjenigen, der dem Unglück anheim gefallen ist. Mag ihr eigenes Gewissen auch centnerschwer beladen sein! Nur die Oeffentlichkeit, das Urteil der Allgemeinheit entscheidet. Einer glaubt dem andern darin nicht nachstehen zu dürfen.“

„Ja die Welt, die blinde, leichtgläubige Welt, so ist sie, im Guten wie im Bösen, doch so hören Sie, ich habe nie an der Makellosigkeit des auch von mir so hoch verehrten Entschlafenen gezweifelt, ich wußte, daß sein freiwilliger Tod nur eine Verzweiflungsthat gewesen.“

Sie hielt ihm beide Hände entgegen. „Wie danke ich Ihnen für diese Worte, das allein ist schon Erlösung.“

„Nicht danken für das, was doch nur meiner innersten Ueberzeugung entspringt.“

„Doch nun sagen Sie mir, wie Sie von dem allem Kunde erhielten?“

„Wie ich von dem erfuhr, was Ihren Vater in den Tod trieb? Ich war nie außer Verbindung mit der alten Heimat, und alles, was Sie anging, hatte auch Interesse für mich. So erfuhr ich denn auch von dem Zusammensturz des Hauses Wallwitz und wie man Ihren Vater beschuldigte, eine Menge falscher Wertpapiere in Umlauf gesetzt zu haben, auch einen Rest davon noch in seiner Kasse fand. Ihres Vaters Behauptung, von deren Vorhandensein keine Ahnung gehabt zu haben, wurde kein Glaube geschenkt, schien doch der Augenschein vom Gegenteil zu zeugen.

„Ich habe Ihren Vater schon damals aufrichtig bedauert und in letzter Zeit hauptsächlich seinen frühen, selbstgewählten Tod. Hätte er weiter gelebt und mit allem Eifer gestrebt, das Geheimnis zu klären und damit die Fleckenlosigkeit seines Namens wieder herzustellen, wie es nunmehr geschieht, so würde er den Frieden seines Innern, den Glauben an Gott und Menschen wieder gewonnen haben.“

„Das sagen Sie jetzt, wo, ich weiß noch immer nicht auf welche Weise, das Wunder geschehen ist. Aber hätten Sie damals mit angesehen, wie die vertrautesten Freunde, wenigstens solche, die sich bisher so genannt, sich verachtungsvoll, höchstens mit einem mitleidigen Achselzucken von ihm abwandten, wie keine Stimme sich zu seinen Gunsten erhob, wie selbst der Mann, dem er bedingungslos vertraut, dem er sein einziges Kind zum Weibe geben wollte, sich ebenwohl von ihm abwandte und nur ein höhnisches, verzerrtes Lächeln, die Antwort auf die Frage bildete, ob auch er ihn verurteile? — Da hätten auch Sie sagen müssen, es sei zu viel für einen Mann, der seines Hauses und seines Namens Ehre stets hochgehalten.“

„Aber,“ fragte nun der Professor erstaunt, „war denn ein Verdacht in der Seele Ihres Vaters gegen jenen Schurken aufgetaucht?“

„Nein,“ antwortete Helene. „Mein Vater selbst war ein zu reiner Charakter, so daß er ein solches Mißtrauen für den feigsten Verrat gehalten hätte an dem, wie er sagte, den er einmal als echt und treu befunden habe. So wenigstens sagte er mir, als ich einmal wagte, ihm meinen Verdacht auf den Kassierer anzudeuten. Er schob meinen Argwohn nur dem Vorurteil zu, das ich gegen jenen hege.

„So edel, so groß, dachte mein Vater, während jener Elende, wie ich immer geahnt und Sie mir wahrscheinlich heute bestätigen, der Fälscher — der Mörder an Ehre und Leben meines Vaters war.“

„Er war es.“

Eine ganze Weile war es still zwischen den beiden. Helene saß mit gefalteten Händen; sie war zu erregt, um jetzt sprechen zu können. Die Vergangenheit mit ihrem Leide zog noch einmal an ihrem Geiste vorüber. Dann kam die Frage: „Warum hat Gott das zugelassen? Warum diese Seelennot und Pein, die niedergetretene Ehre eines Schuldlosen? Warum der Tod des geliebten Vaters? — Warum, warum das alles?

Ein finsterer, forschender Ernst lagerte auf ihren Zügen. Der Professor, der sie unausgesetzt beobachtet hatte, weckte sie aus diesem trüben Brüten. „Helene!“

Sie fuhr empor und sah ihn mit einem warmen Blicke an. „Verzeihen Sie meine anscheinende Undankbarkeit. Aber ich dachte eben darüber nach, zu welchem Zwecke das Unheil, das so lange Jahre mit Centnerschwere auf mir gelastet, geschehen mußte, um dann endlich, nachdem es fast nichts mehr zu sühnen giebt, jenen Elenden der strafenden Gerechtigkeit überliefert zu sehen?“

Er faßte ihre Hand mit sanftem Druck, dann sprach er: „Ist es denn je einem Sterblichen gelungen, in die Geheimnisse der Weltordnung einzudringen, kann er je die Kraft ergründen, die entstehen, wechseln, wiedervergehen und aufs neue auferstehen läßt? Und wir wollten uns vermessen zu fragen: „Warum?“ wo doch unser blödes Auge, unser kurzsichtiger Verstand nicht einmal das verborgene innere Leben, Wachsen und Gedeihen der einfachsten Pflanze fassen kann, nicht die Kraft zu ergründen vermag, die aus dem winzigen Samenkorn den kraftstrotzenden, zum Himmel emporstrebenden Baum werden läßt?

Sie sah leuchtenden Auges zu ihm auf: „O, Sie haben recht, tausendmal recht! Danken kann und darf ich nur, daß endlich das Dunkel gelichtet ist und der Tag anzubrechen beginnt.“ Dann nach einer kleinen Pause, „doch nun erzählen Sie weiter, Sie sind mir noch immer den Bericht schuldig, wie sich die Entdeckung des Verbrechers zugetragen hat.“

„Sie sollen alles hören; ich will mich so kurz als möglich fassen und alle Einzelheiten auf eine spätere Zeit verschieben. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß ich zu Cordoba meinen ständigen Wohnsitz hatte, doch brachte mich mein Beruf als Mineraloge auch weit in das Land hinein. Auf diese Weise kam mir auch manches zu Gehör, was mir sonst wohl verborgen geblieben wäre. So hörte ich denn eines Tages gelegentlich einer der vorerwähnten Streifereien, bei denen ich natürlich auch die Gasthäuser nicht vermeiden konnte, von der Verhaftung zweier großen Schwindler, die schon seit langem ihr verbrecherisches Handwerk betrieben haben sollten, ohne daß es gelungen wäre, derselben habhaft zu werden. Schon seit Jahren waren nämlich an verschiedenen Orten falsche Geldscheine aufgetaucht, ohne daß man anfänglich die Fälschung wahrgenommen hätte. Erst als die Scheine in Massen auftauchten, war man auf die etwas schwächere Grundfärbung gegenüber den echten aufmerksam geworden.

Endlich, nach langem Suchen war es denn gelungen, die Verbrecher aufzuspüren und dingfest zu machen. — Der „Fall“ erregte natürlich viel Aufsehen, alle Zeitungen waren voll davon und in den Gasthäusern redete man fast nur über den „Fall“. Auf diese Weise erfuhr auch ich davon. Und als ich dann weiter hörte, daß der Hauptleiter, der „Künstler“ und zugleich die Seele des ganzen Unternehmens, ein Deutscher sei, da kam mir blitzähnlich der Gedanke an den Fall Ihres Vaters. Ich erkundigte mich weiter und immer größer schien mir die Aehnlichkeit zwischen beiden Fällen. Beide waren mit demselben Raffinement und derselben Geräuschlosigkeit in Scene gesetzt, daß ein Eingeweihter unwillkürlich auf ein und denselben Anstifter schließen mußte. Schließlich verlangte es mich, den Mann zu sehen, der da so viel von sich reden machte.

„Es gelang mir, den mit der Untersuchung beauftragten Beamten zu bestimmen, daß ich zu dem Inhaftierten geführt wurde. Er selbst begleitete mich dahin. Auf den ersten Blick erkannte ich Curtius, den ehemaligen Kassierer Ihres Vaters. Er wurde bleich, als ich seinen Namen nannte. Ich war nun meiner Sache ganz sicher und sagte ihm die That, der er nach meiner Vermutung in der alten Heimat sich schuldig gemacht, auf den Kopf zu.

„Der Mann mochte wohl seine Sache schon völlig verloren gegeben haben und denken, auf ein bischen mehr oder weniger komme es nun nicht mehr an und zugleich eine gewisse Eitelkeit empfinden, die Leute so lange genasführt zu haben, denn mit einem frivolen, hämischen Lächeln gab er die That zu — bezeugte in Gegenwart des Richters, daß sein früherer Chef, Ihr Vater, Helene, an dem damaligen Verbrechen völlig unschuldig und unbeteiligt gewesen sei. Er allein sei der Anfertiger und Verbreiter der falschen Geldscheine gewesen. Das war das unverhoffte, erfolgreiche Resultat meiner Konfrontierung mit dem Fälscher.

„In ganz kurzer Zeit wird durch alle europäischen Zeitungen die Nachricht von der glänzenden Rechtfertigung Ihres Vaters gehen. Der Name, den Sie vor der Welt zu verbergen glauben mußten, wird wieder rein und makellos, nur der eines Märthyrers menschlicher Bosheit und menschlicher Irrungen sein.“

Wieder war es still geworden. Helene saß sinnend und in sich gekehrt und der Professor schaute forschend auf sie nieder. Wollte er ergründen, was hinter dieser gesenkten Stirn, hinter den geschlossenen Augenlidern vorging?

Er ließ ihr Zeit, das Unerwartete in sich zu verarbeiten.

Da hob sie die Augen mit einem sprechenden Blick zu ihm empor: „Und Sie wollen mir wehren, Ihnen zu danken aus vollem Herzensgrunde für das große Gut, das Sie mir zurückgegeben: Die Ehre meines Vaters und die Erkenntnis Ihrer Freundestreue?“

Sie sprang auf und hielt ihm beide Hände entgegen.

„Tausend Dank, Sie Bester, Edelster!“

Fest und innig hatte er ihre Hände umschlossen. „Helene? Da Sie nun wissen, daß meine Liebe zu Ihnen treu und unwandelbar fortbesteht — wollen Sie mir nun nicht das Recht geben, die Frage zu erneuen, die ich vor acht Jahren an Sie stellte und die doch nie zu Ihnen gelangt ist?“

Sie nickte stumm.

„Wollen Sie mein sein, mein Weib, das beste und schönste in meinem Leben?“

„Kann ich das noch, Friedrich — ich das verblühte, vom Sturm und Leid des Lebens niedergedrückte, alternde Mädchen? Was kann ich Ihnen noch sein, Ihnen, dem strebsamen, mitten im schönsten Erfolg und bester Manneskraft Stehenden?“

„Das Beste meines Lebens, fiel er ein, „das Weib meines Herzens, das ich nie vergessen, trotzdem sich die Liebe mir in manch verlockender Gestalt nahen wollte. — Das Weib, nach dem ich mich gesehnt, in stillen, einsamen Stunden, in denen ich ermüdet von anstrengender Berufsarbeit, mich körperlicher Ruhe hingab, im Geiste aber unaufhörlich Bilder beglückender Häuslichkeit heraufbeschwörend, welche ich doch nie zu erreichen hoffen durfte.

„Wollen Sie nun das alles sein, die Erfüllung meiner sehnenden Träume, die Ergänzung meines Ichs?“

Er hatte in beschwörendem, tiefernstem Ton gesprochen und sie hingerissen, überwältigt von seinen Worten und ihren eigenen Gefühlen, widerstrebte nicht mehr.

„Ja Friedrich, ich möchte das alles sein und mein bestes Wollen wird mich auch das Rechte finden lassen.

„Habe Dank!“ Ein Kuß brannte auf ihren Lippen.

Eine halbe Stunde war vergangen, in seligem Geplauder und lichten Zukunftsplänen. „Aber nun auch kein Zögern mehr,“ sagte da der Professor, halb bittend, halb gebieterisch. „In höchstens vier Wochen sei unser Hochzeitstag.“

Sie sah unter tiefem Erröten zu ihm auf, der sie um Kopfeslänge überragte. „So bald?“

„Weshalb wollten wir verzögern, was doch unser erwünschtes Ziel ist. Laß uns das Glück uns sichern, das wir so lange entbehrt und doch so heiß ersehnt haben.“

„Es sei, wie Du wünschest, mein Geliebter, Du bester, Du edelster aller Männer!“

Er lächelte fein. „Ich werde Dich einst an diesen Ausspruch erinnern, wenn ich Dir einmal als selbstsüchtiger, häuslicher Tyrann erscheinen sollte.“

„Das wirst Du nie,“ erwiderte sie vertrauend und gläubig.“



Die ehemalige Fürstenherberge in Nürnberg. Die zwei reizenden Architekturbilder aus Alt-Nürnberg werden nun bald historischen Wert besitzen. Die alte Fürstenherberge — zuletzt „Bayrischer Hof“ genannt, wird demnächst verschwinden, um einem modernen Justizgebäude Platz zu machen. Ein bißchen Justiz war freilich auch früher schon wenigstens in der Nähe. Der Turm im Hintergrund der zweiten Aufnahme — die erste zeigt einen Blick in den malerischen Hofraum des Gebäudes — war die Residenz des „Messer grande“ der alten Reichsstadt, die Residenz des Henkers.

Die neuen Universitätsgebäude in Graz. Die neuen Universitätsgebäude bedecken ein ausgedehntes Areal im 3. Stadtbezirk (Geidorf) an der Goethe- und Universitätsstraße; der zugehörige Botanische Garten liegt unweit nordöstlich davon an der Schubertstraße. Unsere Abbildung zeigt die gegen Südwest gekehrte Hauptfront der neuen Anlagen mit dem Hauptgebäude inmitten der beiderseits und rückwärts durch Gartenparzellen getrennten vier Institutsbauten. Der landschaftliche Hintergrund mit dem zu 1435 Meter Seehöhe emporragenden Schöckelmassiv ist teilweise sichtbar. Die in italienischer Hochrenaissance gehaltene Architektur der Façaden tritt beim Hauptbau im säulengeschmückten mittleren Teil am vollendetsten hervor. Der Fries des prächtigen Hauptgesimses trägt die Inschrift „Carola-Francisca“ in Goldlettern, die Attika darüber acht überlebensgroße Standbilder von Heroen der Wissenschaft. In den Nischen neben den hohen Bogenfenstern sind die Monumente der beiden Landesfürsten Herzog Karl II. und Kaiser Franz I. angebracht, die die Universität als ihren Stifter (1586), bezw. Wiedererneuerer (1827) feiert. Die Außenseite weist meist kärntener Marmor und gelblichen aflenzer Stein auf. Drei mächtige Thore mit kunstreich geschmiedeten Gittern führen in den auf acht rötlich schimmernden monolithen Granitsäulen ruhenden Kuppelbau des Vestibüls. Hierauf gelangt man in die großartige Stiegenhalle mit geschliffenen Stufen und Balustraden aus Karstmarmor und glänzendpolierten Pilastern und Säulenschäften aus gelbem Marmor von San Girolamo. Im Hauptgeschoß nimmt die Aula den vornehmsten Platz ein. Einschließlich der Galerien bietet sie für 1200 Personen Raum; eine wappengekrönte Nische enthält die in Laaser Marmor ausgeführte Statue Kaiser Franz Josephs von Hans Brandstetter. Alle diese Räume sind mit Stuckornamenten und Malerei geschmückt, ebenso die an die Aula stoßenden Repräsentationsräume. Ein rückwärtiger Flügelbau nimmt die Bibliothek und den großen Lesesaal auf. Die allen Anforderungen der Feuersicherheit entsprechenden Räume mit Ober- und Seitenlicht können 300,000 Bände aufnehmen. Das Hauptgebäude wird rechts vom Chemischen, links vom Physikalischen Institut flankiert; zwischen ihnen liegt der Vorgarten. Die beiden zuletzt genannten ausgedehnten einstöckigen Gebäude wurden 1875 bis 1878 aufgeführt; sie besitzen Hörsäle und Laboratorien, eigene Lesezimmer, Kanzleien, Wohnräume und Werkstätten. — Die weiter rückwärts die Anlagen abschließenden zweistöckigen Bauten wurden zuletzt für die Hörsäle und Sammlungen der philosophischen Fakultät errichtet. Sie zählen zu den bestausgestatteten Anstalten ihrer Art. Die villenartige Gruppierung der Bauten gewährt die ausgiebigste Beleuchtung. Außerhalb des Rahmens unseres Bildes bleiben das Institut für Anatomie und Physiologie, sowie jenes im Botanischen Garten. Ersteres, in einem abgeschlossenen, hochstämmigen Park halb verborgen, besteht aus dem stattlichen, dreistöckigen Institutsgebäude und einem abgesonderten Wohntrakt; das Botanische Institut gleicht einer größeren Villa mit Glashaus in Eisenkonstruktion und systematisch geordneten Pflanzenbeeten. Das Anatomische Institut wurde 1872 eröffnet, das Botanische erst in neuerer Zeit. Beide sind Musteranstalten ihrer Art.

In die Welt hinaus. Wie ungleich ist oft im Leben Licht und Schatten, Glück und Unglück verteilt. Vor sechs Jahren, als sie noch Erzieherin in einem altadeligen Hause war, heiratete sie einen jungen, talentvollen Schriftsteller. Die Sonne des Glücks schien dem jungen Paar zu leuchten, besonders als ein allerliebster Blondkopf sich zwischen die Herzen der Liebenden drängte. Die Theaterstücke, die ihr Gatte schrieb, gefielen, und mit Stolz blickte die junge Frau zu ihm empor, dem sie alles war. — Doch nur zu bald sollte ihr Glück ein Ende nehmen. Eine bösartige Krankheit raubte ihr den Gatten; das war der erste schwere Schicksalsschlag, der dieses junge Frauenherz traf. Sie glaubte diesen Schmerz nicht verwinden zu können, doch mußte sie stark sein, hatte sie doch für ihr Kind zu sorgen. — Bald trafen sie noch andere bittere Enttäuschungen, bis sie sich entschloß, die Stadt, in welcher sie ein kurzes, aber glückliches Leben geträumt hat, in der ihr aber auch namenloses Weh widerfuhr, zu verlassen. Da sie ohne Vermögen war, so entschloß sie sich, eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten Dame in der Provinz anzunehmen. Lange währt die Fahrt und sinnend blickt die junge Witwe, an deren Seite ihr Liebling schlummert, hinaus in die Ferne. Tausend Fragen beschäftigen sie, und bange schlägt ihr Herz. Wie wird sich für sie und für ihr Kind die Zukunft gestalten? Wird sie noch sonnige Tage sehen? Werden für sie noch Stunden des Glückes kommen. Die hellen und die dunklen Lose des Schicksals liegen ja so nah beieinander; wollte Gott, die Zeiten der Prüfung hätten für die schwergeprüfte Frau ein Ende. St.



Guter Appetit.

Köchin: „Frau Professor kommt heut nicht zu Mittag, wie viel Klöße soll ich nun machen?"

Professor (Mathematiker und starker Esser): „Wieviel waren es denn sonst?!"

Köchin: „Sechzehn."

Professor: „Nun, dann machen Sie heute nur fünfzehn, aber etwas größer!"



Eine liebenswürdige Patientin. Frau A.: „Na, im Krankenbette schminkst Du Dich?" — Frau B.: „Ich lege nur ein bischen Rot auf, damit der arme Doktor Müller wenigstens etwas Erfolg sieht!"

Die Anfangsgründe. Neu eingetretener Lehrling: „Bitt' schön, mit was soll ich meine Arbeit anfangen?" — Kaufmann: „Fang' halt daweil a paar Fliegen, bring sie um und leg' sie auf das fliegenvertilgende Papier in der Auslag'."

Milderungsgrund. Richter: „Sie haben dem Weinhändler mehrere Flaschen Wein gestohlen, sich also der Entwendung von Genußmitteln schuldig gemacht!" — Angeklagter: Von Genuß kann bei der Sorte keine Rede sein!"

Schlechte Besoldung in früherer Zeit. Der Historiker Richard Crocus, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Leipzig Kollegien las, erhielt vom Herzog zehn Dukaten jährlich, aber nur unter der Bedingung, daß er im ersten Amtsjahre von den Zuhörern keine Bezahlung verlange. Crocus bedankte sich öffentlich für diese Freigebigkeit seines Landesherrn, welcher der Universität so großes Wohlwollen beweise. Zu derselben Zeit erhielt der Theologe, Professor Lambert in Wittenberg für ein Kollegium größten Umfangs von jedem Zuhörer 15 Groschen, eine auch für den damaligen Geldwert unverhältnismäßig geringe Summe. Es geht hieraus hervor, daß selbst die Universitätslehrer nur dann zu einem standesgemäßen Einkommen gelangen konnten, wenn ihre Kollegien sehr stark besucht wurden. K.

Ausdauer führt zum Sieg. Als Robert Bruce, der Wiederhersteller der schottischen Monarchie unter der Regierung Eduards II. von England, einst den Feind auskundschaftete, legte er sich des Nachts in der Scheuer eines ihm freundlich gesinnten Pächters nieder. Frühmorgens beim Erwachen, während er mit seinem Haupte noch auf dem Strohbund ruhte, sah er eine Spinne an einem Balken des Daches aufwärts klimmen. Das Insekt fiel zu Boden, machte aber sogleich einen zweiten Versuch, aufzusteigen. Sein Eifer erregte die Aufmerksamkeit des Helden, der mit Leidwesen die Spinne zum zweitenmal von ihrer Höhe herabstürzen sah. Sie machte einen dritten Versuch, wieder ohne Erfolg. Kurz, der Monarch sah nicht ohne eine Mischung von Bekümmernis und Neugierde, daß die Spinne nicht weniger als zwölfmal ihren Zweck verfehlte. Erst beim dreizehntenmal erreichte sie ihr Ziel: die Spinne erstieg glücklich den Gipfel des Balkens. — Schnell erhob sich der König von seinem Lager und rief: „Sieh doch, dies häßliche Insekt hat mich gelehrt, auszudauern! Ich will seinem Beispiel folgen. Bin nicht auch ich zwölfmal zurückgeschlagen worden durch die Uebermacht des Feindes? Von einer weiteren Schlacht hängt die Selbständigkeit meines Königreiches ab." — In wenigen Tagen, 24. Juni 1314, wurde die denkwürdige Schlacht von Bannokburn geliefert, in welcher Bruce, dreißigtausend Mann des eingedrungenen Feindes schlagend, ruhmvoll siegte und damit Schottland seine heißersehnte Unabhängigkeit wiedererlangte.



Gähnen. Das Gähnen ist ein vorzügliches Mittel zur Kräftigung des menschlichen Organismus. Tiefe Atemzüge sind als die Brust und Lunge stärkend längst anerkannt. Von ärztlicher Seite wird versichert, daß das Strecken der Arme und das Ausdehnen des Brustskeletts in Begleitung des Gähnens, wobei sich auch die Lunge ausdehnen muß, die beste Form der Zimmergymnastik für alle sei, vorzüglich aber für diejenigen, welche an erschwerter Atmung leiden.

Vertilgung der Läuse bei Vögeln. Wenn man statt der gewöhnlichen Stöcke hohle Stäbe von getrocknetem Schilfrohr oder Hollunder nimmt und darin auf einer Seite 3—4 Kerbe schneidet, so zieht sich das Ungeziefer da hinein, man klopfe sie des Morgens aus und fahre damit täglich fort, bis der Vogel von dieser Plage befreit ist. Immer muß der Käfig sauber und mit reinem Sande bestreut sein.

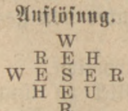
Verwendung von Ammoniak. Es ist noch viel zu wenig bekannt, von welchem Nutzen Ammoniak einer jeden Hausfrau ist, wie sie sich durch die verschiedenste Anwendung von Ammoniak sehr viel Zeit, Mühe und Aergernis ersparen kann. Ammoniak sollte in keinem Haushalt fehlen. Meist verwenden es die Hausfrauen nur zum Waschen wollenen Unterzeuges. Ebensogut lassen sich alle schwarzen, weißen und naturfarbenen Kleider mit Ammoniak waschen. Man nimmt auf 1 Liter lauwarmes Wasser $\frac{1}{2}$ Eßlöffel Ammoniak, läßt das Kleid, auch Besatz u. dergl. 2—3 Minuten darin liegen, spült es darauf gut in frischem Wasser und — die Wäsche ist geschehen. Bei farbigen Stoffen ist es ratsam, erst eine Probe zu waschen, da manche Farbe den Ammoniak nicht vertragen kann, doch habe ich selbst schon rote und dunkelblaue Stoffe mit dem günstigsten Erfolge auf diese Weise gereinigt. In gleicher Weise verfährt man mit Besen und Bürsten jeder Art, nur vermeide man dabei möglichst, die Rückenwand der Bürsten in die Nässe zu bringen. Sämtliches Blechzeug in der Küche, allerhand Silber, wie Löffel, Gabel, Messer, Gold ꝛc. werden — 3 Minuten lang in Ammoniakwasser liegen gelassen, gespült und mit einem Lederlappen oder Silbertuch abgerieben — wie neu. Zum Reinigen von Haar und Kopfhaut ist nichts praktischer und einfacher als Ammoniakwasser. Cylinder und Lampenglocken braucht man nur von Zeit zu Zeit mit Ammoniakwasser zu waschen, um sie immer wie neu zu haben. Gläser, Flaschen und andere Gegenstände, die in täglichem Gebrauche sind, reinige man alle sechs bis acht Wochen in gleicher Weise, und man wird staunen über das klare Aussehen. — Dem Wasser beim Wäschewaschen etwas Ammoniak zugesetzt, spart die halbe Mühe und erhält die Wäsche, da diese dann nicht so viel gerieben zu werden braucht.

Vexierbild.



Wo ist der Nordpolfahrer?

Auflösung.



Charade.

Nimm ein Beispiel dir im Leben,
Von des Ersten Thätigkeit.
Wem die dritte ward gegeben,
Ist darob wohl nicht erfreut.

Als ein Drittes nennt das Ganze
Dir ein reich besetztes Haus,
Und beim Sommersonnenglanze
Zieht ein Volk dort ein und aus.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8. Hafenstadt am Suez-Kanal.
2 1 2 3 4 2. Eine Stadt in Portugal.
3 6 5 4 6 4 4. Eine Stadt in Baden.
4 6 3 6 5 1. Ein Kurort im Engadin.
5 1 6 3 4 6. Hauptstadt von Lakonien.
6 3 3 6 5. Eine Stadt in Nordfrankreich.
7 8 6 3. Stadt im Fürstentum Birkenfeld.
8 2 3 1 6 4. Eine russische Universität.

Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—8.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Marbach, Marburg. — Des Anagramms: Ahorn—Nahor.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.